

❧ ❧ Gedichte von
Carl Freiherrn v. Pircks



Herausgegeben von
F. Hoofs und J. C. Schwarz

Gedichte

von

Carl Freiherrn von Firscks

in Auswahl herausgegeben

von

F. Loofs und J. C. Schmarh.

5 - A

4961

Halle a. S.

Max Niemeyer.

1904.

Vorwort der Herausgeber.

Der nachfolgende Neudruck soll einem größeren Leserkreise eine Anzahl von Liedern und Balladen zugänglich machen, die zum Teil dem Besten an die Seite gestellt werden können, das auf diesem Gebiete in deutscher Sprache gedichtet worden ist. Vor langen Jahren in Deutschland veröffentlicht, haben die Dichtungen viel Verbreitung nicht gefunden; heute sind sie so gut wie vergessen, und unbekannt ist bei uns der Name des Dichters. Seine Wiege, sein Haus haben freilich nicht im deutschen Reiche unserer Tage gestanden, stammt er doch aus einer Zeit, da wir, uns behelfen mußten mit dem so hochgemut klingenden und doch nur über unsere staatliche Unfertigkeit hinwegtröstenden Verse: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt.“ Aber gefühlt hat sich der Dichter mit Stolz als deutscher Mann, und das gewaltige Ringen, in dem unser neues Reich erwuchs, hat er — bereits zum Tode krank — aus der Ferne begleitet mit den köstlichen Sonetten, die den Schluß der

Sammlung bilden, und vielleicht als die tiefste und reifste dichterische Verherrlichung jener unvergeßlichen Zeit dastehn.

Carl Freiherr von Sirchs wurde am 25. Juli 1828 in Kurland geboren und bis zum 18. Jahre von Hauslehrern erzogen. Er studierte während der Jahre 1846 bis 1848 in Göttingen Rechtswissenschaft, hielt sich kurze Zeit in Berlin und München auf und kehrte danach in die Heimat zurück, um zunächst einige Jahre lang richterliche Tätigkeit zu üben. Bei Ausbruch des Krimkrieges meldete er sich mit anderen Mitgliedern der Ritterschaft als Freiwilliger, doch zwang ihn ein Unfall (er stürzte mit dem Pferde) schon bald, seinen Abschied zu nehmen. Seitdem bewirtschaftete er des Vaters Gut in Litauen. 1858 verheiratet, mußte er im Jahre 1863 zur Zeit der polnischen Erhebung vor den Insurgentenbanden mit seiner Familie auf anderthalb Jahre nach Kurland flüchten; 1869 besuchte der Dichter Wien, auch Ungarn; seitdem begann er zu kränkeln, und kaum zwei Jahre später starb er auf dem väterlichen Gute, noch nicht 43 Jahre alt, am 20. Februar 1871.

Die vorstehenden biographischen Notizen sind entnommen dem „Baltischen Dichterbuch“ (Reval 1894/95), dessen Herausgeber, Freiherr von Grotthuß, entschuldigend bemerkt: „Es ist nur durch die eigentümlichen Verhältnisse, die Entlegenheit seiner baltischen Heimat von den Zentren westeuropäischen Geisteslebens . . . zu erklären, daß Carl v. Sirchs in Deutschland nicht einmal dem Namen nach bekannt ist.“ — Aber daß es so steht, ist zu bedauern, und wir möchten eben dazu beitragen, daß dem verschollenen Dichter von der Nachwelt ein dankbares Ge-

dächtnis, wie es ihm reichlich gebührt, in Deutschland nicht versagt bleibe. Tritt uns doch in Sircks ein ganzer Mann edelsten deutschen Wesens entgegen, eine durchweg innerlich vornehme, auf sich selbst gestellte Natur, — wenn man so will: „ein Aristokrat“, dann aber ein solcher im besten Sinne des Worts, ein edel gesinnter, seiner Pflicht bewußter Mann, mit stets offenem Herzen für Wohl und Wehe auch seiner niedriger stehenden Mitmenschen; ein Mann, ausgestattet mit der schönen Gabe, überall, sei's auch unter rauhester Schale, den guten Kern zu finden und anzuerkennen, — andererseits schroff, rücksichtslos, wo immer auch Gemeines seinen Weg kreuzt. Ein tapferer, mutiger Sänger: „Wer will den Krieg zu schmähen sich vermessen? Der Welt ist's gut, wenn sie im Stammescheine ihn schaffen sieht“, — und doch zugleich ein zartes, fast kindliches Gemüt, ein Herz, das am knospenden Zweige sich erfreut und aufjauchzt beim Lerchenliede; und dazu ein ernstster Sinn, der nach mancherlei Lebensstürmen Ruhe sucht und immer wieder dankbar Ruhe und Gleichmaß findet in nirgend aufdringlichem, aber unerschütterlichem, treuem Gottesglauben.

Wir bieten nur eine Auswahl der Sircks'schen Gedichte, dem Umfange nach nicht die Hälfte der beiden Bände „Gedichte“ (1864) und „Poetischer Nachlaß“ (1871); von Sircks hat außerdem als Erstlingswerk noch veröffentlicht „Zwei Dramen“ (1856). Vielleicht findet sich noch einmal Anlaß zur Veranstaltung einer neuen Gesamtausgabe seiner Dichtungen. — Einstweilen wünschen wir dieser Auswahl günstigen Weg, und mit besonderer Genugtuung würde es uns erfüllen, wenn die deutsche akademische Jugend unserem Dichter freundliche Ausnahme gewähren wollte.

Spricht doch aus seinen Gefängen zu uns eine reiche, geschlossene Persönlichkeit, so recht dazu angetan, erwärmend, veredelnd, begeisternd einzuwirken gerade auf diejenigen, die dereinst berufen sein werden, den idealen Sinn, das teure Erbe unseres Volkes, in Treuen zu hüten und zu pflegen.

Halle, am 27. Februar 1904.

J. I.

J. C. F.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	III
Ein rastlos kreisend Stimmenflattern	1
Innere Stimme	2
Herbstabend	3
Die Bibelleserin	4
Am Waldessaum	6
Winter	8
Gebaut	9
Mein Spielgefährte	10
Demut	11
Letzter Wunsch	12
Am Strande	13
Beim Heil'genschrein	14
Regen	16
Herbst	18
Der Burgherr	20
Jetzt bin ich böß!	23
Sag', was du willst	24
Dunkle Nacht	25
Wetter	26
Himmelsferne	28
Das sterbende Kind	29
Der Schmied	31

	Seite
Sonntagmorgen	33
Gedankenucht	35
Menschenwissen	36
Ich hab' nach dir gerufen	38
Wie es kommt	39
Am Friedhofstor	40
Winternacht	41
Kindheits Traum	44
Nach dem Regen	47
Unbekümmert	48
Soldatengebet	50
Guter Rat	52
Herzensjubil	53
War so leicht mein Blut	55
Waldestille	56
Urwähler	57
Der starke Walter	59
Bachfischgedanken	63
Der Himmel ist blau	64
Des kann wohl niemand sich rühmen	65
Nur irgendwo ein Türlein	67
Es ist nicht lustig	68
Wir stöbern	69
Nicht rechten	70
Er bleibt dabei	71
Reiten	72
Der Körper ist ein Lebemann	74
Drückt wen ein Kummer	75
Verfehltes Leben	76
Es wird geschrieben kein Wörtlein	80
Eheliches Gespräch	81

	Seite
Es gibt ein erbliches Kranken	83
Ein armer Archimedes	84
Wandernde Musikanten	85
Der Großvater schläft	87
Ich stand im Selde	90
Viel Lärmen um nichts	92
Es braust	93
Das ist kein Mann von rechter Art	94
Es spricht und grünt	95
Singend stoßen wir vom Ufer	96
Man sieht's ihm an	97
Halte den Gaul!	98
Ich könnte alles dir vergeben	100
Vergeblich	101
Es geht die Sonne	102
Schlechte Kost	103
Ich weiß	105
Pfui über den Gaukler!	107
Es lieb zu aller Zeit	108
Sonette von 1870	109—121

Ein rastlos kreisend Stimmenflattern,
Ein lockend Rufen ferne her,
Es schweift das Lied mit Traumeschritten,
Gedankenirrend, um mich her.

Am Stabe rasten meine Hände,
Ich kann des Wegs nicht weiter gehn,
Ich fühl' das Wort sich für mich rüsten
Und muß dem mächt'gen stille stehn.

Innere Stimme.

Mir ist's, als hört' ich jemand rufen,
Als hört' ich eine Stimme gehn,
Die liebe Worte zu mir spräche,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Wie eines Vaters ernstes Mahnen,
Wie einer Mutter ängstlich Slehn,
Wie eines Freundes treues Raten,
Ich kann es aber nicht verstehn.

Und wie ich horch', da zieht ein Frieden
In meines Herzens Hader ein;
Es wird am Ende Gottes Stimme
In meiner Brust gewesen sein.

Herbstabend.

Der Sommer hat sich gebettet
Auf dürrn Blättern im Haag,
Das letzte fröstelnde Blümchen
Im Felde verlassen brach.

Nun steigen die Nebel im Tale,
Und der Nachtwind ruft in der Heid',
Und alles ist schauernd zerronnen
In Dunkel und Einsamkeit.

Ein einziges Sternlein flackert
Dort über den Wolken trüb,
Wie ein vergess'nes Lichtchen,
Das im Himmel brennen blieb.

Die Bibelleserin.

Im letzten Haus im Dörfchen,
Am dämmernden Fensterlein,
Da liest seine alte Bibel
Ein eisgrau Mütterlein.

Es wird ihr sau'r, der Alten,
Denn draußen dunkelt die Nacht,
Hat's auch in der Kunst des Lesens
Niemalen gar weit gebracht.

Und was sie mit Fleiß und Mühe
Herausbuchstabiert am End',
Sie kann es nicht immer verstehen;
Doch faltet sie fromm die Händ'.

Und Gott, der die Seele ansiehet
Und hört auf die Worte nicht,
Der läßt es der Alten gedeihen,
Wie sie es im Herzen spricht.

Ob sie auch grübelnd und ratend
Nicht immer das Rechte erfinnt
Und wendet zur Unzeit die Blätter,
Das alte träumende Kind.

Am Waldessaum.

Ein heißgeritten Rößlein steht
Am Waldessaum allein,
Ihm wird die Zeit schier lang; es knickt
Und wechselt Bein um Bein.

Umher ist's still und einsam gar,
Nur leis' das Mücklein singt.
Und aus des Waldes Tiefe fern
Der Ruf des Kuckucks klingt.

Das Rößlein knickt und nicht dazu,
Es schlummert wohl noch ein
Und hält dem Mücklein stille dann;
Wo mag der Reiter fein?

Und vor dem Rößlein steht und schaut's
Mit großen Augen an
Ein Geißlein jung, das irgendwo
Der Hut im Klee entrann.

Es steht und schaut und dreht den Kopf
Stillklügelnd hin und her
Und meckert leise und stampft dazu
Und wundert sich gar sehr.

Derweilen sucht's die alte Geiß
Lautrufend quersfeldein
Und tritt umher in Korn und Kraut;
— Wo mag die Hirtin sein?

Winter.

Die Blumen sind gestorben,
Es kam der Winter leif,
Der stille Totengräber,
Begrub sie in Schnee und Eis.

Seitdem ist es gar stille,
Kein Gräslein regt sich mehr,
Es fallen weiße Flocken,
Und alles schläft umher.

Gebant.

Ich hab' auf Treu und Glaub'n gebaut,
Es fiel das Haus mir ein;
Ich hab' auf Lieb' gebaut, sie warf
Auf mich den ersten Stein.

Ich hab' gebaut auf Mann und Wort,
Und 's war zu böser Stund',
Und hab' auf Sug und Recht gebaut,
Und alles ging zu Grund'.

Nun will auf nichts ich bauen mehr
Als wie auf Gott allein,
Vielleicht, eh' ich es selber denk',
Wird's Seierabend sein.

Mein Spielgefährte.

Du bist im Traum zu mir gekommen,
Mein totes Kind, und hast die Nacht
Mit mir gespielt, da alle schliefen,
Und niemand sonst bei mir gewacht.

Du hast dort oben bei den Engeln
Im lichten Saal der Ewigkeit
Gedacht des armen kranken Kindes
Im engen Kämmerlein der Zeit.

Und bist gekommen, mit mir spielen,
Da ich verlassen und allein,
Wie ich vor Zeiten hier auf Erden
Mit dir gespielt im Sonnenschein.

Demut.

Den Gott auf die Kniee niederwarf,
Der neige sein Angesicht
Und neige in Demut sein stolzes Herz
Und kämpfe und ringe nicht.

Und wie die Kindlein der Gasse tun,
Wenn sie still zu den Menschen flehn,
Er taste leise an Gottes Hand,
Und Gott wird ihn schon verstehn.

Letzter Wunsch.

Ich wollt', sie rüsteten mein Grab,
Wenn ich einst tot werd' sein,
In Einsamkeit am Meeresstrand
Und ließen mich allein.

Dann läg' ich still, die Händ' im Kreuz
Und aufwärts das Gesicht,
Und harrete, lauschend durch die Nacht,
Auf Gott und mein Gericht.

Und hörte über mir das Meer,
Wie es dort hoch im Licht
Ein ewig murmelndes Gebet
Für meine Seele spricht.

Am Strande.

In Wolken ging der Himmel,
In Wolken ging das Meer,
Die Nacht war wild und dunkel,
Der Strand war öd' und leer.

Das Sandgras wehte fröstelnd,
Und auf der Düne sang
Die alte Söhre schaurig,
Wie einen Grabgesang.

Es trieb ein Boot zu Lande,
Sein Bord war totenstill,
Die Möven schwebten drüber
Mit heiserem Geschrill.

Beim Heil'genschrein.

Draußen am Wege beim Heil'genschrein,
Da kniet mit Beten und Ringen
Ein Bettlerweib, derweil auf dem Rain
Sein Kindlein tut hüpfen und springen.

„Mein letztes Krümlein, o Helfer, du,
Das gab ich dem weinenden Knaben,
Nun habe ich nichts, wenn er hungrig ist,
Und kein Brot mehr bringen die Raben.“

Das Knäblein aber derweilen tanzt
Nach der Mutter klagender Weise
Und streut die Krümlein, davon sie fängt,
Den Vögeln und Käfern zur Speise.

„Der Regen hat ihm sein Hemdlein durchnäßt,
Und die Hunde mit zornigen Bissen,
Die haben es ihm in der Gasse im Dorf
Am Leibe in Sehen gerissen.“

Das Knäblein aber steht hinter ihr,
Hat's Hemdlein sich aufgehoben
Und lacht durch die Löcher den Heil'gen an
Und äfft und spottet nach oben.

Da mag es wohl sein, daß er zornig ward,
Der Helfer in seinem Schreine;
Denn ohne Trost ging die Bettlerin fort,
Und hinter ihr trabte der Kleine.

R e g e n.

Im Wald geht der Sturm, und es regnet laut,
Die Heide fröstelt und schauert,
Das Waldmännlein hockt unterm Sarrenkraut,
Am Fuß der Tanne gekauert.

Der Häher ruft, und die Söhre knarrt,
Es rauscht und strömet der Regen,
Es rinnt und tropft von der Tanne Bart,
Es hüpfst und spielt auf den Wegen.

Es rieselt und plätschert und leise spricht's,
Und im Walde beginnt es zu dunkeln,
Das Männlein kauert und regt sich nicht,
Seine Augen im Dickichte funkeln.

Es sieht das Häslein dicht neben sich
In der Heide zu Lager gehen
Und den Suchs, der über die Lichtung schlich,
Windschnüffelnd am Waldrande stehen.

Es spürt, wie das Reh zu ihm niederschaut
Mit regentropfenden Jacken,
Sein Atem geht heiß, und sein Herz schlägt laut,
Und es horcht mit gebogenem Nacken.

Es hört, wie mit rauschendem Flügelschlag
Der Falke sich setzt ins Geäst,
Und die Brut dort oben allgemach
Verstummt im schaukelnden Nest.

Und still ist's geworden im Waldesrund
Und Nacht auf Wegen und Stegen,
In weiter Ferne nur bellt ein Hund,
Und heimlich rieselt der Regen.

Herbst.

Er ist schon öfters dagewesen
In seinem Kleide schneegefäumt,
Der graue Herbst, und hat des Sommers
Bekränzte Tische abgeräumt.

So oft er aber wiederkommt
Und streut die Blätter auf den Weg
Und kehrt mit seinem Sturmesbesen
Die Wiese und das Waldgeheg,

Und hoch, in lautlosen Geschwadern,
Der Leichenzug des Sommers, ziehn
Die Wandervögel ob den Landen
Am lichtverwaisten Himmel hin:

Ein heimlich Bangen immer wieder
Beschleicht das Herz uns unbewußt,
Als stehl' die Hand, die draußen plündert,
Sich tastend auch in unsre Brust.

Und es gemahnt uns immer wieder,
Daß wir, am Wege rastend nur,
Nachzügler sind im Heer des Todes,
Das Gott daherführt durch die Stur.

Der Burgherr.

Das haben die hörigen Sassen getan:
Auf der Zwingburg krähet der rote Hahn!
Lautklirrende Waffen auf Brücke und Wall,
Und schallende Stimmen in Hof und Hall!

Und, in der Hand gebrochen das Schwert,
Bluttriefend steht der Burgherr am Herd,
Und grimmer Gesichter ein Kreis umher,
Und drohende Säuste mit Art und Speer.

„Jetzt sollst du büßen mit deinem Blut,
Was du gezehntet von unsrem Gut,
Was du geritten mit Mann und Mähr
Durch unsre Selder im Land umher.

Du hast uns getan nach deinem Gelüst
Und hast uns geknechtet zu jeder Frist,
Und weil wir darben, da hast du gezechet,
Jetzt, stolzer Räuber, steh' uns zu Recht.“

Und höhnisch wandern im Kreise umher
Des Ritters Augen von Speer zu Speer,
Und, in der Hand den blutigen Knauf,
Er richtet taumelnd am Herd sich auf:

„Ihr habt friedbrüchig mit Seuer und Schwert
Geschädigt mein Gut, meine Burg verheert,
Ihr schlugt mich selber zum Tode wund
Und seid des Henkers von dieser Stund.

Doch weil zu Rechte ihr heißt mich stehn
Und wollt mich richten nach meinem Vergehn,
So will ich sterbend euch willig sein,
Drum haltet Sriede und höret fein.

Ich bin geritten mit Mann und Mähr
Durch Saat und Acker im Land umher,
Weil eure Sippe im Seld zerstob,
Wenn unter dem Tore mein Kößlein schnob.

Ich hab' euch gebüßt, ich hab' es nicht Sehl,
An Habe und Gut für geringe Sehl,
Weil ihr, wie Sündlein, die Hand gelect,
Die euch im Grimm zu Boden gestreckt.

Und jetzt, verblutend und toteswund,
Ich biete euch Trotz mit höhnnendem Mund
Und werf euch mein' Waffen ins Angesicht
Und sterb', und mein Leben gereut mich nicht."

Und wie er niedergesunken am Herd,
Sie fallen auf ihn mit Kolbe und Schwert
Und schlagen und tun sich nimmer genug
Und toben und schreien und sind nicht klug.

Und als zuletzt verlodert im Wind
Das Schloß samt Ritter und Burggesind',
Und heimwärts sich die Plünderer gewandt,
Sie sprachen im Gehen untereinander:

"War doch ein echt und ritterlich Blut,
Stand aufrecht da und wehrte sich gut,
Hat uns die Wämser tüchtig zersezt
Und wacker geschimpfet uns auf die Lezt."

Jetzt bin ich böß!

Daß du es weißt, jetzt bin ich böß,
Nun bitt', soviel du magst,
Ich halte mir die Augen zu
Und hör' nicht, was du sagst!

Und wenn ich durch die Singer schiel',
Bild' dir darum nichts ein,
Ich kann vor Tränen doch nichts sehn,
Du brauchst dich nicht zu freu'n.

Und wenn ich lachen muß am End',
So geht es dich nichts an,
Und in der Seele hass' ich dich,
Du böser, böser Mann.

Sag', was du willst.

Sag', was du willst, versuch' an mir,
Was Liebe tragen kann,
Tu' deinen bösen Willen dir,
Doch sieh mich wieder an!

Mir ist, wenn sich dein treuer Blick
Nicht mehr zu mir gesellt,
Es sei gestorben Freud' und Glück,
Und dunkel sei die Welt.

Und wie ein Kindlein bei der Nacht
Die Mutter am Gewand
Still rührt, bis sie davon erwacht
Und küßt ihm ihre Hand:

Mit fleh'nden Augen folg ich dir,
Und blick' zu dir hinan,
— Sag' was du willst, sei hart mit mir,
Doch sieh mich wieder an!

Dunkle Nacht.

Tiefe Nacht! Kein Laut im Dunkel,
Keine Stimme weit und breit,
Schlafversunkne, traumverlorne,
Grabesstille Einsamkeit!

Nur ein einsam Lichtlein zittert
Weitverloren in der Sern',
Wie ein fröstelnder, im Schläfe
Gottes Schoß entfallner Stern.

Wetter.

Ein Schnauben und ein Heulen,
Ein Brausen und ein Wehn,
Ein Wolkenflügelschlagen,
Ein Sturmesatemgehn!

Und über die Heide jagt sich's
Und keucht und kreischet darein,
Als schlügen sich Geister im Sturme
Um der toten Erde Gebein.

Ich seh' einen einsamen Vogel,
Er treibt auf dem Wetter umher,
Wie ein verschlag'nes Schifflein
Auf dunkel wogendem Meer.

Er kann die Straße nicht finden,
Die seine Brüder schon lang'
Mit wandernden Sülge'n gezogen
Die herbstlichen Sluren entlang.

Er kreist und kämpft und flattert,
Verloren im Sturmeswehn,
Und ist in den Wolken verschwunden,
Man kann ihn nicht mehr sehn.

Himmelsferne.

Die seltsam blickt das Menschenauge,
Wenn es vom Lebensweg empor
Sich hob, und in die blaue Serne
Des Himmels träumend sich verlor!

So blickt der Pilger vom Gestade
Der Fremde träumend übers Meer,
Auf dem er einstens seinen Heimweg
Wird ziehn auf Nimmerwiederkehr.

Das Sterbende Kind.

Am Bettlein des Kindes, des sterbenskranken,
Auf Knieen entschlafen, die Mutter liegt,
Sie hat gewacht und geweint und gebetet,
Bis Tränen und Schlaf ihre Augen besiegt.

Doch während sie schläft mit den müden Augen,
Da wacht ihre Seele und kreist im Traum,
Von der Lippe, der betenden, aufgeslogen,
Ob ihrem Kinde im Himmelsraum.

Im Licht um sie her aber ziehn und kreisen
Mit stillen Flügeln viel Engelein
Und schauen hinab in die Erdenmacht unten
Und fliegen im Himmel aus und ein.

Und wenn sie lautlos vorüberschweben,
Dann deucht's der Mutter, sie sah'n sie an
Mit still erbarmenden Augen und winkten
Ihr zu mit traurigem Lächeln dann.

Da wird ihr plötzlich so heimlich bange
Dort oben auf ihrer einsamen Wacht,
Sie ruft im Traum ihres Kindes Namen
Und fährt empor — ist schluchzend erwacht.

Und beugt sich über das stille Bettlein
Und faßt ihr lautloses Kindlein an,
— Die Englein waren schon dagewesen
Und hatten Gottes Arbeit getan.

Der Schmied.

Der Amboss klingt, die Sunken sprüh'n,
Wer hieß, wer hieß ihn wandern?
Als er zurückkam hatte sie
Genommen schon den andern.

Er schlägt so stark, er schweißt so fest, —
Sie küßte ihn beim Scheiden
Und gab ihm Herz und Wort dazu
Und wandt' sich dann von beiden.

Er schlägt so stark, er schweißt so fest, —
Er war ihr treu geblieben,
Und aus der Fremde hatte ihn
Die Sehnsucht heimgetrieben.

Er schlägt und hämmert immer zu,
Sein Aug' von Tränen nachtet,
Er schlägt aufs schwarze Eisen fort,
— Vergessen und verachtet!

O Schmied, o Schmied, und wußt'st du nicht,
Wie schwer die Lieb' zu tragen:
Sein Eisen muß man allemal,
So lang' es heiß ist, schlagen.

Sonntagmorgen.

Ich weiß, es war ein Sonntagmorgen,
In Sabbatstille, menschenleer,
Lag Feld und Weg, und Gottes Frieden
War auf den Landen weit umher.

Nur in den Lüften sang die Lerche,
Und aus des Tales Tiefe klang
Von den Gehöften, morgenkündend,
Der Hähne rufender Gesang.

Dort lag ein Dörflein sonnenstille
Im blüh'nden Grunde, langsam stieg
Der blaue Rauch zum Morgenhimmel;
Doch Stur und Gasse unten schwieg.

Die Thürlein standen fest verschlossen,
Und lautlos trieb das Licht sein Spiel
Auf Schwell' und Fensterlein und Giebel,
Und allerorten war es still.

So schlummerstill, so friedensselig,
So sonntagheilig, und ich stand
Und schaute nieder, und mir war es:
Ein Engel hielt mich bei der Hand.

Ich hab' seitdem des Dörfleins Namen
Vergessen und entsinn' mich kaum,
Wie sie das fremde Land mir nannten,
Und alles ist mir wie ein Traum.

Doch manchmal, wenn ich einsam trauernd
Auf meines Lebens Brandstätt' schau',
Dann steht es plötzlich wieder vor mir,
Das stille Dörflein auf der Au',

Und mich erfaßt es wie ein Mahnen,
Daß ich das ferngesuchte Glück,
Dem meine Sahrt gegolten, schlafend
Gelassen dort im Grund zurück.

Gedankenucht.

S, lieber die Vögel am Himmel hüten,
Und lieber das irrende Wild im Geheg,
Als wie die eignen Gedanken führen
In Zucht und Ordnung auf Gottes Weg.

So liebt kein Lamm die verbotene Weide,
So liebt kein spielendes Kind die Gefahr,
Als wie, vom Wege des Heiles schweifend,
Die sündenfrohe Gedankenschar.

Wohl bangt die arme Seele und mahnet
Mit manchem frommen Spruche und Wort,
Sie mahnt vergeblich — sie haben Flügel,
Die Kinder Gottes, und schweifen fort.

Sie muß den Namen des Vaters nennen,
Die arme Mutter, sonst wird's nicht gut,
Dann werden sie wohl ein Weilchen stille
Und horchen, ob er nicht kommen tut.

Menschenwissen.

In hundert Zungen redend, völkervimmelnd,
Aus aller Ferne unterm Himmelsblau
Geschart im Seld des Wissens, kreist die Menschheit
Und türmet murmelnd einen Babelbau.

Schon hat das Werk die Berge übergipfelt,
Es ragt weitschauend über Meer und Land
Und wolkenhoch, des Himmels ew'gen Sternen
Ist seine Riesenstirne zugewandt.

Wer unten mit des Jünglings Schritten aufklimmt,
Und seinen Werkstein zu dem Baue trägt,
Sein Haar wird weiß, bis er am Sinnenkranze
Die Arbeit seines Lebens niederlegt.

Und steht er oben dann, der müde Sröner,
Und schaut von der erklomm'nen Warte aus,
Noch immer wölbt sich über seinen Blicken
Der Endlichkeit verschwieg'nes, blaues Haus.

Noch immer stehn die Marksteine der Sterne,
Wo er von unten einst erblicket sie,
Er wird das Land des Wissens nie betreten
Und stirbt wie der Prophet des Sinai.

Ich hab' nach dir gerufen.

Ich hab' um dich gebetet
Aus tiefem Jammer und Weh,
Ich hab' nach dir gerufen
Laut von des Liedes Höh',

Ich hab' nach deinem Fußtritt
Gespäht im Sand der Welt,
Horchend auf deine Stimme
Durchirrt' ich des Lebens Seld,

Und heimlich bei meinen Sünden,
In meines Herzens Schrein,
Da hielt ich zukunfstahnend
Ein Plätzchen für dich rein.

Wie es kommt.

Ach, liebe Mutter, ich kann nichts dafür,
Und gewiß, er ist schuldlos nicht minder,
Wir haben, ach glaub' es, nichts Böses im Sinn,
Wir armen, harmlosen Kinder.

Er sieht mich an, und da ist doch kein Arg,
Und dann schlag' ich die Augen nieder,
Und über ein Weilchen ganz heimlich nur
Erheb' ich vom Boden sie wieder.

Dann hat er vergessen hinwegzusehn,
Und ich konnt' es doch wirklich nicht wissen,
Und siehst du, Mutter, so kommt es zuletzt,
Daß wir immer uns ansehen müssen.

Am Friedhofstor.

Am Tor des Friedhofs, da hängt ein Kränzlein,
Vermelkt von Sonne und sturmgeknickt,
Der Eigner aber liegt unten im Grabe,
In Gottes Ewigkeit eingenickt.

Sie haben ihn alle schon lang' vergessen,
Die ihn vom Dörflein herübergebracht,
Sie haben gefröhnt und ihr Brod gegessen
Und haben des Toten nicht mehr gedacht.

Ein Mütterlein nur steht manchmal von ferne
Und schirmt sich mit zitternder Hand das Licht
Vom Auge und schaut am Stab herüber,
Die Tränen laufen ihm über's Gesicht.

Winternacht.

Es rauschet herauf durch die Winternacht,
Die Tannen ächzen und wogen,
Es kommen viel weiße Socken im Sturm
Waldeinwärts wirbelnd gezogen.

Sie kommen wie Wandervöglein von fern
Aus der Mitternacht starrendem Eise
Und setzen sich still in des Waldes Gezweig
Und lassen zur Erde sich leise.

Sie nisten sich rings ins fröstelnde Moos
Und kauern sich still in die Bäume
Und schlüpfen zusammen und hocken still
Durch des Waldes dämmernde Räume.

Da kommt's gegangen den Hohlweg herauf
Mit mühsam wanderndem Schritte
Und tritt in die Lichtung, ein Sröner ist's,
Kehrt heim von der Arbeit zur Hütte.

Sein Fuß ist müde, der Tag war lang,
Die Arbeit lag schwer in der Trage.
Er hat sie getragen für Weib und Kind
Mit doppelt und dreifacher Plage.

Sein Fuß ist müde, sein Herz ist schwer,
Sie werden die Hände ihm fassen
Und werden suchen nach Brot, nach Brot —
Und Gott hat die Armen verlassen.

Da rauscht's herauf durch den einsamen Wald,
Und rings aus den Bäumen im Kreise
Und aus der Heide erheben umher
Die weißen Stöcken sich leise.

Und kommen wie Totenvögelchen still
Mit lautlosem, leisem Gefieder
Und lassen auf Arme und Schulter und Brust
Und Antlitz des Wandrers sich nieder.

Und schwärmen und kreisen und wirbeln um ihn,
Und dem Tröner deucht es, als fängen
Sie heimliche Lieder ihm leise ins Ohr
Mit fremden, zaubrischen Klängen.

Es rauschet im Walde so sanft, so lind,
Wie Rauschen der himmlischen Palmen,
Und tönt in den Lüften, wie Engelgesang,
Wie fernher schallende Psalmen.

Er ist nicht müde, ihn friert nicht mehr,
Er steht am Stabe gebogen,
Das Haupt gesenkt, und ein seliger Traum
Ist über sein Herze gezogen.

Er ist nicht müde, ihn friert nicht mehr,
Ob die weißen Stocken auch kommen,
Sein Herz ist stille geworden; denn Gott
Hat den Bettler zu sich genommen.

Kindheitsstraum.

§ felig lauschende Stille im Herzen,
O Lächeln, das über das Antlik geht,
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,
Der längstvergeffene, wieder steht.

O felig, heimatfelig Erwachen
Aus schwerem Schlafe, aus bangem Traum,
Aus dunkler, stürmender Nacht des Lebens
In seiner Wiege heimlichem Raum.

Da steht noch alles, der Tisch, das Stühlchen,
Das alte Spielzeug, so wohlbekannt,
Das Fenster mit seinen tanzenden Sliegen,
Der spielende Sonnenstrahl an der Wand.

Die Uhr in der Ecke, die alte Wanduhr,
Sie geht noch immer, das Heimchen zirpt,
Und 's Mäuslein nagt und horcht dazwischen,
Doch niemand kümmert's, was es verdirbt.

Und in dem alten verschollenen Hause,
Da öffnen die Türen sich leise und sacht,
Und auf die Schwellen, da tritt die Erinnerung,
Die dort vergessen und einsam gewacht.

Die alten Freuden, die alten Tränen,
Die Häuslein all', die die Hoffnung gebaut,
Die heißen, niemals erfüllten Wünsche,
Dem Himmel sehnend ins Ohr vertraut.

Und wilde Träume hinaus in's Leben,
Vom Märchen abends ans Bett gebracht,
Und einsam dämmernde, ferne Gedanken,
Wie Lichtlein über die Heide bei Nacht.

Und wieder flüstern die alten Schritte
Im Hause, die Türen gehn auf und zu,
Und Stimmen, die längst im Grabe verhallten,
Sie rufen wieder einander zu.

Im Kämmerlein summet die alte Weise,
Das Spinnrad schnurrt, und von draußen her
Da tönen die Schläge der Art im Hofe,
Und großend wandert der Haushund umher.

Und plötzlich, plötzlich, o mildes Schluchzen,
Das sich im Grunde des Herzens regt,
Da tönen sie wieder, die Heimatglocken,
Von unsichtbaren Händen bewegt.

Die Glocken des alten Kindergottes,
Dem du die Treue gebrochen hast,
Die Glocken der Toten, die du vergessen
In deines Lebens taumelnder Hast.

Die Glocken des eignen frommen Herzens,
Das du zum Markte der Sünde trugst
Und, im Gedränge der Welt verloren,
Jetzt auf den Wegen der Kindheit suchst.

Nach dem Regen.

Der Regen rauscht nicht mehr, es donnert
In weiter Ferne, hörbar kaum,
Des Wetters Wolkensegel flattert,
Zerissen, durch den Himmelsraum.

Und alles schweigt noch ängstlich horchend,
Ein nasses Vöglein zwitschert leise
Im Busche auf und schweigt dann wieder,
Es tropft von Blatt und Blütenreis.

Unbekümmert.

Du bist so jung, dein Auge blickt
So kindlich jubelhell,
Als sei die Welt dein Kartenhaus,
Das Glück dein Spielgesell.
Und wie ein Vöglein singst du laut,
Die Lust läßt dir nicht Ruh',
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,
Doch weißt du nicht, wozu.

Du bist so jung, so fromm und gut,
Tust niemand nichts zu Leid,
Und hast ein Tränlein immerdar
Für fremde Not und Freud.
Und wenn es trocknet über Nacht,
Du kannst ja nichts dazu;
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,
Doch weißt du nicht, wozu.

Du bist so jung, du bist so schön,
Sie sehn dich alle an
Und folgen mit den Augen dir
Und seufzen Mann für Mann.
Und wenn du's hörst, du weißt ja nicht,
Was ihnen stört die Ruh;
Du hast ein Herz, du hast ein Herz,
Doch weißt du nicht, wozu.

Soldatengebet.

Setz' aufrecht mich ins Seld, mein Bub',
Mein Stündlein ist nicht weit,
Nimm mir den Helm vom Haupt, und tritt
Ein Weilchen auf die Seit'.

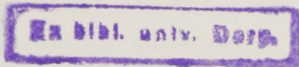
Und eines Vaterunfers lang
Dann wend' dich wieder her
Und drücke mir die Augen zu
Und gräm' dich nicht zu sehr.

Dann nimm sie alle, die ich schlug,
Und trage sie zu Kauf'
Und türm' sie über meinen Leib
Zum Totenhügel auf.

Und in die Brust des letzten stoß',
Daß es als Kreuzlein rag',
Mein Schwert und kniee nieder dann
Und sprich, wie ich dir sag':

Herr Gott, er war ein Reitersmann
Und arg in Tat und Red',
Er trank wohl einen langen Zug,
Doch kurz war sein Gebet.

Du wirst ihm tun nach deiner Macht
Und seiner Schuld und Sünd',
Nur laß ihn sein, so dir's gefällt,
Wo seine Feinde sind.



Guter Rat.

Wenn Gott dir eine Freude gab,
Trag' nicht zum Markt dein Glück,
Und brach er dir des Leidens Stab,
Duld' schweigend dein Geschick.

Denn, was dir wohl und weh getan,
Sie kümmert's alle nicht,
Sie sehn dich mit den Augen an,
Ihr Herz erkennt dich nicht!

Herzensjubil.

Was pocht mir ans Herz, was klingt mir im Ohr,
Was läutet in meinen Gedanken,
Was tastet und blühet an mir empor,
Wie spielend umschlingende Ranken?

Es singt mit den Vögeln in Lüften hell,
Es kommt mit dem Winde gezogen,
Es hüpfet und tanzt auf dem Wiesenquell,
Es schifft auf den blauen Wogen.

Ich glaube, ich glaube, das Glück, das Glück
Ist der Haft des Himmels entronnen
Und tanzt und singt auf der Wanderschaft
Im fröhlichen Lichte der Sonnen.

Und wer es hört fingen den Weg entlang,
Dem blühen die Täler und Hügel,
Und wen es tut streifen auf seinem Gang,
Dem regen im Herzen sich Flügel.

O, wer es zu greifen, zu fangen verständig,
Und wer es dann wüßte zu halten
In tiefer verschwiegener Brust und fromm
Die Hände darüber zu falten!

War so leicht mein Blut.

War so leicht mein Blut, war so jung mein Mut,
Schlug mein Herz empor wie mit Flügeln,
War mein Sinnen so rein und mein Sorgen so klein,
Wußt' nichts von Grübeln und Klügeln.

Wie bin ich doch jetzt so müde gehezt,
So matt vom Ringen und Jagen,
Vor Kummer so klug und mutlos genug
Und mehr, als gut ist, zerschlagen.

Mir ist's wie ein Traum, ich entsinne mich kaum,
Meine Jugend ist hingegangen,
Wie ein schweifendes Kind mit den Haaren im Wind,
Das im Walde verloren gegangen.

Waldesstille.

Wer stand im tiefen Wald allein,
Allein mit seinem Träumen,
Und über ihm hoch oben ging
Ein Rauschen in den Bäumen?

Ein Rauschen, heimlich wunderbar,
Als käm' in langen Wogen
Aus unbekannter Gottesfern'
Des Himmels Stut gezogen.

Und unten dämmerte der Wald
Im Zwielicht stillerweise,
Entschlafen standen Heid' und Moos
Und Sarrenkraut im Kreise,

Und alles war so märchenstill,
Als lägst du, schlummertrunken,
Tief auf des Zeitmeers stillem Grund,
Verschollen und versunken.

Erwähler.

Sur Zeit des alten deutschen Reichs,
Da gab's im Bergschen Land
Ein' gute Stadt, hieß Hardenberg,
War männiglich bekannt.

Dort galt's von altersher, daß wenn
Ein Schöppe lobesam
Mit Tod verfahren, oder wer
Im Rat zu sterben kam,

Des Ortes Väter alsobald
Hinsassen frei und frisch
Und legten ihre guten Bärt'
Im Kreise auf den Tisch,

Und wer der älteste war im Rat,
Der griff in sein Gewand
Und nahm in aller Unschuld dort
Ein Tierlein sich zu Hand.

Und legt' es mitten auf den Tisch,
Und fiel auf den die Wahl,
In dessen Bart am Ende sich
Das Schicksalsvöglein stahl.

Mich dünkt, es war das Wohl der Stadt
In guter Pfleg' und Hut,
Und litt die Wahl nicht viel dabei:
Der Eintracht tat es gut.

Doch wir sind klug zu Tage heut'
Und taub für jede Lehr',
Und täten's auch die Tierlein noch,
Die Unschuld tut's nicht mehr.

Der starke Walter.

Herr Walter war ein Ritter frank,
In allem Kampf erfahren,
Dazu war er von Leibe lang
Und wild von Bart und Haaren.
Er trug ein wuchtig Eisenkleid,
Ein Schwert an seiner Lenden,
Und wen er schlug, dem war es leid,
Denn er war stark von Händen.

Da wandt' ihm Gott nach seinem Rat
Den Sinn vom blut'gen Streite,
Er zog sein Rüstzeug aus und tat
Das Schwert von seiner Seite;
Und baren Haupts, demütiglich
An heil'ger Klosterschwelle
Gelobt' er sündenreutig sich
Dem Herren als Gefelle.

Da kniete er im Betſaal nun
Und übte ſeine Hände
Mit allem Fleiß im frommen Tun,
Daß Gott ihn recht erfände,
Und ſprach der Mönchlein Sprüche nach
Und tat, wie ſie ihn hießen,
Und war nicht ſäumig Nacht und Tag
Und ließ ſich's nicht verdrießen.

Da brachen in des Kloſters Hut
Einst böſe Raubgeſellen
Und taten ihren argen Mut
In Söller und in Zellen.
Sie hauſten ſchlimm nach ihrem Brauch
Umher im Gotteshauſe
Und ſtürmten heuteſuchend auch
In Bruder Walters Klauſe.

„Sei, wollt ihr breite Schultern ſehn,
Schauts Mönchlein auf der Erden;
Der mag des Kleides müßig gehn
Und ſieh darum nicht werden!“

Und spottend zerrten sie das Kleid
Vom Leibe ihm behende,
Er kniete still und sah beiseit,
Ihm zuckten nur die Hände.

Und höhrend stand die wilde Schar
Umher, sie tät's verdrießen,
Daß er nicht bang', nicht zornig war,
Sie stießen ihn mit Süßen.
Herr Walter ließ sich's irren nicht,
Er sprach sein pater treulich,
Nur war er rot im Angesicht
Und betete gar eilig.

Da faßte einer wildgemut,
Dem es zu lange währte,
Des Mönches Kreuzlein kurz und gut
Und warf es auf die Erde.
Herr Walter stand von Knieen auf,
Sein Sprüchlein war zu Ende,
Macht still des Kreuzes Zeichen drauf
Und ballte dann die Hände.

Und schlug! „Hui, Mönchlein, sieh dich vor!“
Der eine setzt' sich nieder,
Der andre legte sich aufs Ohr,
Doch auf stand keiner wieder.
Herr Walter aber säumte sich
Nicht viel mit müß'gen Reden
Und schlug sie alle säuberlich,
Mit einem Schlag jedweden.

Und als mehr keiner aufrecht stand,
Sein Beten zu gefährden,
Herr Walter hob mit ruh'ger Hand
Das Kreuzlein von der Erden.
Kniet' hin und schlug an seine Brust,
Sich Gott, wie's ziemt, zu nah'n,
Und atmete nicht schneller just,
Als wie er sonst getan.

Bachfischgedanken.

Wir haben's schwer, wir armen Mädchen,
Das Kreuz der Pflicht, der Arbeit Joch,
Wir müssen's tragen mit den andern
Und außerdem die Liebe noch.

Was haben nur die leid'gen Männer
Nach uns zu schielen alle Zeit,
Wir tun den bösen doch kein Leides,
Was lassen sie uns nicht bei Seit'?

O, bin ich einmal erst erwachsen,
Und so ein schlechter Herzensdieb
Seht an auf meiner Spur zu schleichen
Und seufzt nach mir und hat mich lieb:

Ich will mit meinen besten Künsten
Den Kopf so gründlich ihm verdreh'n,
Daß er die andern armen Mädchen
Gewiß soll ruhig lassen geh'n.

Der Himmel ist blau.

Der Himmel ist blau, und voll Blumen die Au,
Und voll schimmernder Strahlen das Feld,
Und die Luft voll Gesang, und das Wasser voll Klang,
Und voll atmenden Lebens die Welt!

O geschwind, o geschwind, in Sonne und Wind
Jetzt lüftet Zelle und Schrein,
Daß der jubelnde Tag hellodernd schlag'
Zu Thür und Fenster herein!

Zu Fenster und Thür und die Wange berühr'
Und das Haupt mit Strahlen umschling'
Und die Brust umarm' und leuchtend und warm
Ins Herz, das einsame, dring'!

Des kann wohl niemand sich rühmen.

Des kann wohl niemand sich rühmen,
Daß er in Kummer und Schmerz
Als Held ohne Furcht und Tadel
Allzeit bestanden sein Herz.

Ein Plätzchen wird er schon finden
Im Schatten vergang'ner Zeit,
Da er die wankenden Kniee
Vor Gott gebeuget im Leid.

Ein Stündchen, das die Erinn'rung
Ihm hell vor allen bescheint,
Da er, allein und verlassen,
Im stillen sich satt geweint.

Ist doch auf Erden viel Jammer
Und Not und Sorgens genug,
Und in der Schale der Leiden
Für jeden ein tapf'rer Zug.

Und ließen sich Not und Sorgen
Auch tun hier unten in Bann,
Die Lieb' blieb' immer noch übrig,
Die niemand beschwören kann.

Nur irgendwo ein Türlein.

Nur irgendwo ein Türlein, das harrend offen steht,
Nur irgendwo ein Fenster, aus dem ein Tüchlein weht,
Nur irgendwo ein Plätzchen in Gottes weiter Welt,
Dahin der Wegemüde die Hoffnung sich bestellt.

Und hält das Glück hienieden auch nirgend für uns Haus,
Und schaut zu keinem Fenster die Liebe nach uns aus,
Das Menschenherz ist g'nügsam, die Hoffnung ist sein Brauch,
Und in des Weges Serne ein Wölkchen Staub tut's auch.

Es ist nicht lustig.

Es ist nicht lustig und tut auch weh,
Aus feinen Himmeln zu fallen,
Aus lichter, seliger Traumeshöh'
Der Not zurück in die Krallen.

Dann liegt's im Herzen so wüß und wirr
Von Scherben, großen und kleinen,
Und oben im Antlitz zuckt es irr,
Wie zwischen Lachen und Weinen.

Wir stöbern.

Wir stöbern wie Kinder ohne Verstand
Im Bilderbuche der Zeit,
Verblättern das Glück uns mit hast'ger Hand
Und überschlagen das Leid.

Dann werden die Augen uns plötzlich schwer
Und müd' und zitternd die Händ',
Es fällt der Deckel über uns her,
Und alles Schaun hat ein End'.

Nicht rechten.

Nicht rechten sollst du mit Gottes Gedanken,
Wenn dich das Schicksal beiseit' gestellt,
Und dir mit des Hauses engenden Schranken
Verlegt die Serne, verbaut die Welt.

Ist doch der Friede die Sehnsucht des Lebens,
Und wenn das Glück sich erhaschen läßt,
Auf schweifenden Wegen sucht man 's vergebens,
Im Herdeswinkel, da hat's sein Nest!

Er bleibt dabei.

Er kennt den Tropf? Man spricht mit ihm,
Man macht's ihm sonnenklar,
Man legt es ihm in Zahlen bloß,
Er aber hat's nicht wahr.

Er bleibt bei seinem ersten Wort,
Spricht's auch der Wahrheit Hohn,
Denn wie man auch aufs Kalbfell schlägt,
Es gibt nur einen Ton.

Reiten.

Schritt, Schritt, eil' nicht so,
Rößlein, nimm dir Zeit,
Kommst nur müder auf dein Stroh
Und gingst doch gleich weit.

Schritt, Schritt, daß zu Fall
Dich kein Steinlein bring',
Denn zum Anstoß überall
Liegt am Weg ein Ding.

Trab, Trab, streck' die Glieder tüchtig,
Eine Tat sei jeder Tritt,
Mit des Reiters Pulsen flüchtig
Halt' dein Huf am Grunde Schritt.

Trab, Trab, daß die Brücken dröhnen,
Und des Waldes Echo schallt,
Und dem Winde laß die Mähnen,
Daß er keuchend sich d'ran halt'.

Galopp, Galopp, die schmutzige Erde
Mit flücht'ger Zehe nur leicht berührt,
Mit stolzer, selbstbewußter Gebärde
Den Staub der Heerstraße aufgerührt.

Galopp, Galopp, und emporgehalten
Den Kopf fein trotzig, wie sich's gehört,
Sonst wird der Kot mit dir übel schalten,
Wenn deine Hufe ihn aufgestört.

Hui, in die Welt, in die Freiheit jetzt, schnaubend
Gebäumt und gesprungen mit frohem Gewieh'r,
Hui, in die Ferne, daß zitternd und staubend
Die Straße sich winde und krümm' unter dir.

Wetten und wagen und kämpfen und werben, —
Das Leben hier oben im rosigen Licht
Ist auch nur ein Jagen auf Leben und Sterben,
Bis Reiter und Renner die Erde gebricht!

Der Körper ist ein Lebemann.

Der Körper ist ein Lebemann,
Ein Freund von Wein und Minne
Und läßt die Welt und ihre Lust
Herein durch die fünf Sinne.

Srau Seele aber sitzt derweil,
Des Schmollens treu beflissen,
Im Kämmerlein und wiegt ihr Kind,
Das schreiende Gewissen.

Drückt wen ein Kummer.

Drückt wen ein Kummer, er hoffe
Erlösung aus seiner Qual
Nicht von den Heilkünsteleien
Der hochgepries'nen Moral.

Er lasse lieber gewähren
Das alte Weiblein, die Zeit,
Die hat ein heimliches Mittel,
Dem widerstehet kein Leid!

Verfehltes Leben.

Ihr könnt sie sehn auf seiner bleichen Stirne,
Die Rune, die das Leben in ihn schnitt,
Gleich einem alten Wundmal, das zu Zeiten
Gespenstisch ihm ins blasse Antlitz tritt!
Schaut hin, wie eine Grabschrift könnt ihr's lesen,
Drin seiner Tage wirrer Traum erzählt:
Er war berufen, aber nicht erlesen,
Er hat sein Leben und sein Glück verfehlt!

Einst war er jung, und eines Kindes Lachen
Klang von den Lippen, die jetzt stumm und tot,
Wie eines Vogels Singen beim Erwachen,
Der Lust entgegen und dem Morgenrot.
Da spiegelte sein Aug', das unschuld'helle,
Den Himmelsfunken noch in seiner Tief',
Wie eine morgenstille Waldesquelle,
Auf deren Grund ein Sternlein sich verschlief.

Da lag die Erde noch vor seinen Blicken,
Ein kronentreibend, lorbeerwogend Seld,
Da bog, ein schäumend Schlachtroß, seinen Rücken
Das Leben ihm zum Ritte in die Welt!
Mit offnen Straßen winkten ihm die Sernen,
Der Hoffnung gold'ne Tore standen weit,
Er aber schaute gläubig zu den Sternen
Und ließ sich treiben auf dem Meer der Zeit.

Und eines Tages plötzlich, strahlenhelle,
Wie eine lichte Himmelsbotin, stand
Die Liebe da auf seines Lebens Schwelle
Und zog vom Spiele lächelnd ihm die Hand!
Es riß der Vorhang, der in keuschem Schweigen
Vor seines Herzens Heiligtum gewallt,
Und es entschleierte mit süßem Neigen
Im Weib sich ihm des Glückes Schuldgestalt.

Wie aber mit der Liebe er geschaltet,
Da er die Straß' seines Glückes fuhr,
Und wie sein junges Herz er verwaltet,
Das wissen Gott und sein Gewissen nur.
Es kam ein Tag, da stand er wegemüde
Und einsam da inmitten seiner Bahn
Und war zu End' mit seinem Jugendliede —
Und war ein armer, glückverwaister Mann.

Wohin er suchend seinen Blick auch sandte,
Das Leben hatte aufgehört zu blühen,
Die Welt war tot und kalt, und fühllos spannte
Der leere Himmel sich darüber hin.
Im Staub der Straße lag die Hoffnung müde,
Die Gauklerin, und war der Glaube nicht;
Und stumm, als Sünderin, am Wege kniete
Die Liebe mit verhülltem Angesicht.

O graußge Nacht, da er, im Dunkel kauernnd,
Zum erstenmal die Einsamkeit begriff,
Und, in der Nachttheit seines Herzens schauernd,
Die Hände aufhob und zum Himmel rief!
Da furchend über seine Wange nieder
Die erste Träne der Verzweiflung rann,
Und das Gewissen seine Schreckenslieder
Zu flüstern heimlich in sein Ohr begann!

Aus jener einsam durchgekämpften Stunde
Trat er, ein anderer, in die Welt zurück,
Ein düstres Schweigen lag auf seinem Munde,
Erloschen war das Licht in seinem Blick.
Und spricht er manchmal auch die Worte wieder,
Die er als Kind gestammelt im Gebet,
Sie fallen schwingenlos zur Erde nieder
Und auf sein Herz zurück, es ist zu spät!

So sitzt er da am sonn'gen Lebensherde,
Wie ein schon längst Gestorb'ner, stumm und blaß,
Auf den der Tod die letzte Hand voll Erde
Vorübergeh'nd zu werfen nur vergaß.
Ihr aber, die ihr in des Glückes Kreisen
Euch freuet noch an Gottes Gnadenlicht,
Ihr sollt auf niemanden mit Singern weisen
Und mit euch selber gehen ins Gericht!

Es wird geschrieben kein Wörtlein.

Es wird geschrieben kein Wörtlein,
Das nicht schon einmal
Durch irgend ein Geistespförtlein
Zu Markte sich stahl.

Und wie die Kiele auch wandern
Im Sprachmeer herum,
Wir laden einer des andern
Gedanken nur um.

Eheliches Gespräch.

Er.

Du bist ein wahrer Schatz für mich,
Ein rechter Ehesegen,
Hältst Zucht und gute Sitte hoch
Und Ordnung allerwegen.

Hast immer Recht und bist zur Hand
Mit guten Lehren immer
Und kriegest tapfer mit dem Staub
Im Herzen und im Zimmer.

Nur möchte ich, wenn's Dein Heil erlaubt,
Zu meinem Glück hier zeitlich,
Du wärst um etwas weniger
Vollkommen und unseidlich!

Sie.

Du bist mein lieber Eheherr,
Gott hüte dich vor Schaden,
An Bart und Baß ein ganzer Mann
Und Herr von Gottes Gnaden.

Verstehst mit starker, kluger Hand
Das Regiment zu führen,
Kargst nicht mit Poltern und veracht'st
Die Weiber nach Gebühren.

Nur möchte ich zu meinem Glück
Sür diese Lebensspanne,
Du hätt'st vom Herren nicht so viel
Und etwas mehr vom Manne!

Es gibt ein erbliches Kranken.

Es gibt ein erbliches Kranken
In unsrer inneren Welt,
Das unsre besten Gedanken
Zu Lüg' und Narrheit entstellt.

Man kann's von ihnen nicht scheiden,
Zu nah' ist's beiden verwandt,
Man nennt das tödliche Leiden
Den gesunden Menschenverstand.

Ein armer Archimedes.

Ein armer Archimedes ist
Der Kopf mit seinem Denken,
Er plant und klügelt, wägt und mißt,
Möcht' alles weislich lenken.

Und plötzlich trollt des Weges sich,
Berauscht und täpp'scherweise,
Das Herz, der Bruder Liederlich,
Und plumpst in seine Kreise.

Wandernde Musikanten.

Sei, Triller und Läufer wie aus dem Sack!
Das sind die alten Bekannten,
Im Notengestöber, im Klanggebrauf',
Die wandernden Musikanten.

Das sind die Krämer mit Blech und Darm,
Die Trödler sind es der Töne,
Die fahrenden Schüler der Kunst nach Brot,
Bewaffnet bis an die Zähne.

Daß Gott erbarm! Wo hat nur das Volk
Die arme Weise gefangen,
Die sich so garstig mit ihnen raust
In wildem Freiheitsverlangen!

Sie läuft auf der Geige auf und ab
Und hüpfst von Saite zu Saite,
Springt über den Steg mit gellendem Schrei
Und möcht' sich retten ins Weite.

Da packt sie aber der Slötenmann
Und stopft die kreischende, arme
Mit ems'gen Singern ins Loch und, ach,
Der Bass erst bringt sie zu Harme!

Der sägt drauf los wie im Traum und sägt
Mit unerbittlichem Striche
In Viertel und Achtel sie kurz und klein,
Ihm kommt's nicht an auf die Brüche.

Bei, lustig klingen! Und reißt ein Strang,
Der Nachbar schafftet für zweie,
Und läßt der Darm sich bedeuten nicht,
Die Pauke hält's mit der Treue.

Die tut ihr Tagewerk ritterlich,
Mag sich die Slöte auch zieren,
Sie denkt, wenn jeder sein Teil nur tut,
Man wird's am Ganzen schon spüren!

Der Großvater schläft.

Im Zimmer die Kindlein winken sich zu
Und machen sich viel Beschwerde,
Mit rothigen Singern an Nas' und Mund,
Der Groß-Ahn schlummert am Herde.

Ein Weilschen nur ist es, da saß er noch
Mit offenen Augen und blickte
Wie träumend zum Himmel, was mag's nur sein,
Daß Schlaf ihn plötzlich berückte?

Der graue Betrüger! Er schläft ja nicht
Und seine Gedanken traben
Im Dunkeln verbotene Wege jetzt
Gleich schulentlaufenen Knaben.

Am Garten vorüber, den Pfad entlang
Und über Hecken und Gräben
Und querfeldein durch das wogende Korn,
Als gelt' es Freiheit und Leben!

Und wie er tiefatmend am Hag jezt steht,
Hell lacht's hervor aus den Zweigen,
Das Lachen ist silbern, doch draus es sprang,
Das Herz war Gold und sein eigen!

Und wie er die Zweig' auseinander biegt,
Zwei Purpurröslein drin prangen,
Bei, färbten die über und über rot
Dem Kecken oftmals die Wangen!

Und wie er die weißen Händlein zulezt
Vom Schelmenangesicht rückt,
Das sind sie, das sind sie, die Herzensdieb',
Die ihn zum Bettler geblicket!

Die silbernen Glöcklein, die sind schon lang'
Im Sturm der Zeiten verklungen,
Es kam eine Glocke, die größer war,
Die hat die kleinen verschlungen.

Die Wänglein färben nicht mehr, es hat
Zu rauh der Tod sie gerieben,
Und aller Purpur des Lebens ist
Am Schweißttuch hängen geblieben.

Und auch die Augen schimmern nicht mehr,
Die ewig sprühenden Kerzen,
Denn Gott hat die Hände drüber gelegt,
Zu Schlaf zu helfen dem Herzen.

Geht spielen ihr Kinder, was steht ihr da,
Ihr könnt das Flüstern euch sparen,
Man schließt die Augen nicht immer zum Schlaf,
Ihr werdet's auch schon erfahren!

Ich stand im Felde.

Ich stand im Felde, die Blätter trieben,
Das Gras der Halde war welk und fahl,
Des Herbstes plündernde Raben zogen
Mit heis'rem Rufe über das Tal.

Am Waldessaume brachen die Nebel
Geschäftig ab ihr weißes Gezelt,
Es sammelten kreisend sich und lärmend
Die Sommervögel draußen im Feld.

Und auf dem Wasser wanderten Wellen,
Und auf den Dächern, da saß der Wind
Und spann in hastigem Selbstgespräche
Den blauen Rauch der Essen geschwind.

Und wie der Vöglein glänzende Stocken
Und Blatt und Blüte vom Sturm erfaßt,
Wie eine Karawane der Lüfte,
An mir vorüberzogen in Hast;

Und mir zu Häupten hoch oben wallte
Der Himmel lautlos und traumesweit,
Ein blaues Segel von Gottes Händen
Hinausgestellt in die Ewigkeit:

Ich fing aus den verhallenden Stimmen
Mir eine treibende Note ein
Und las mir von den Wipfeln der Bäume
Den letzten glitzernden Sonnenschein.

Und ging des Weges, den ich gekommen,
Und sah nicht um mich und nicht zur Seit'
Und buchstabierte im Gehen leise
Das Rätselwörtchen — Unsterblichkeit.

Viel Lärmen um nichts.

Ist das auf der Sprache lärmendem Markt
Heutzutag ein Drängen und Kaufen,
Ein Prahlen und Preisen, als gält's, die Welt
Im Meistbot der Lüge zu kaufen.

Wer einen Gedanken in seinem Hirn
Erwischt zwischen Schlafen und Wachen,
Der streicht ihn lang und breit auf Papier
Und macht daraus einen Drachen.

Wem seines Nachbars handfeste Magd
Ein Keuschheitsprübchen gegeben,
Der singt von brechenden Herzen gleich
Und unverstandenem Streben.

Und wen der Büttel ins Loch gesteckt,
Weil er sich im Rinnstein vergessen,
Der legt die Seder als Lanze ein
Sür der Menschheit heil'ge Int'ressen.

Es braust.

Es braust durchs Herz als Freiheitssturm
Die hecke Leidenschaft,
Sie macht den zagen Menschenwurm
Dem Löwen gleich an Kraft.

Doch, wie's schon in der Sabel steht,
Ins Netz gerät der Leu,
Und zur gefall'nen Majestät
Schleicht's Mäuslein dann der Reu'!

Das ist kein Mann von rechter Art.

Das ist kein Mann von rechter Art,
Der in der Liebe Hand,
Wo Joseph nur den Mantel ließ,
Zurückläßt den Verstand.

Und eine rechte Frau ist's nicht,
Die stets ihr Herz bewahrt
Und ihrer Tugend Notdurft sich
Vom Brot der Liebe spart.

Es sprießt und grünt.

Es sprießt und grünt, es rankt und webt
Und mag sich still nicht fügen,
Es rinnt und blüht, es schafft und lebt
Und kann sich nicht genügen.

Und plötzlich jubelt's auf vor Lust
Und singt und jauchzt talüber,
Es geht dem Lenz die Himmelsbrust
Im Lerchenliede über.

Gingend stoßen wir vom Ufer.

Gingend stoßen wir vom Ufer,
Und der Kindheit Wiegenhaus
Lassen wir am Strand und steuern
In die weite Welt hinaus.

Und die Ufer tauchen nieder,
Und der Horizont wird leer,
Und die Nacht kommt, und wir treiben
Einsam auf dem wüsten Meer!

Man sieht's ihm an.

Man sieht's dem armen Teufel an,
Er braucht's nicht erst zu klagen,
Die Liebesglut vom Herzensherd
Ist ihm ins Dach geschlagen.

Ja Liebe brennt! Das Lied ist alt,
Es klingt von jeder Leier,
Und wer sein Haus mit Stroh gedeckt,
Soll hüten sich vor Feuer.

Haltet den Gaul!

Wie kroch er träge, wie schlich er faul
Einher auf der Kindheit Wegen,
Der alte, hinkende Gaul der Zeit,
Mocht' nichts zur Eil' ihn bewegen!

Wie grast' er schläfrig vom Zifferblatt
Der Uhr die langen zwölf Stunden
Und rupfte einzeln und mit Bedacht
Die Hälmlein sich der Sekunden!

Wohl schlug des Reiterleins Herz drauf los,
Was aber wollt' es ihm nützen,
Der Gaul ging seinen elenden Schritt
Und tät sich nimmer erhitzen! —

Hilf Gott, hilf Gott, welche Sliege hat
Die alte Mähre gestochen,
Sie stürmt als wie der leibhaft'ge Wind,
Die jüngst so faul noch gekrochen!

Sie rast dahin, wie der Strom zu Thal,
Wie der Herbstwind über den Hügel,
Wie der Wolke Schatten über die Slur,
Dem Reiter schwinden die Bügel.

Er streckt die Arme ins Leere aus,
Und unter des Rosses Hufen
Verstäubt das Leben — haltet den Gaul!
Doch niemand höret sein Rufen!

Ich könnte alles Dir vergeben.

Ich könnte alles dir vergeben,
Was du mir Schlimmes zugefügt,
Sogar der Hoffnung schnöde Lüge,
Mit der du spielend mich gewiegt;

Doch was ich nimmer dir verzeihe,
Wofür ich hass' dich bitterlich,
Das ist, daß du in meinem Herzen
So trotzig eingenistet dich!

Vergeblich.

Man geht der Liebe aus dem Weg,
Man sperrt sie ins Gewissen,
Man weint sie aus, man lacht sie weg,
— Die Nasen wollen's wissen.

Doch wenn zwei Blicke erst einmal
Sich sehnsuchttheiß getroffen,
Dann ist es aus mit aller Wahl,
Und nichts ist mehr zu hoffen.

Dann sind so flink zwei Tröpflein nicht,
Zusammen sich zu finden,
Zwei Flammen nimmer so erpicht,
In Glut sich zu verbinden.

Dann mögen sich so leicht im Mai
Die Vöglein nicht vereinen,
Als wie zwei Augen, die in Treu
Sich suchen und sich meinen.

Es geht die Sonne.

Es geht die Sonne unter nicht
Wo immer ob den Landen,
Sie hab' denn ihre Zeit und Srist
Im Mittage gestanden;

Und treibt in seinem Totenschrein
Kein Mensch zum letzten Hafen,
Der unter einem Dach nicht einst
Mit seinem Glück geschlafen.

Schlechte Kost.

Und denk' ich zurück an den Jammer und Gram,
Den das Leben mir aufgetischt,
An die schale Lust, an die trübe Freud',
Damit das Glück mich erfrischt:

Es wallt mir das Blut, und möcht' im Zorn
Mir wischen eilig den Mund,
Mein Stühlchen rücken und ohne Dank
Den Tisch verlassen zur Stund'.

Ja, die Kost war ärmlich und herzlich schlecht,
Nach Reue schmeckte die Freud',
Nach Tränen der Jubel, die Lust nach Pein,
Und die Lieb' nach Jammer und Leid.

Und schwamm wo ein Bröcklein, ein Körnlein Glück
In der Saftensuppe zu Rand,
Verboten war es gewißlich gleich,
Danach zu strecken die Hand.

Ach, hart ist es wohl, wenn man Tag um Tag
Verblühn das Leben muß sehn,
Und wenn am Ende das Stündlein schlägt,
Zu Bette hungrig soll gehn!

Ich weiß.

Ich weiß es, deine frommen Augen lügen,
Und was so stolz von deiner Stirne thront,
Als Lüge wandelt es in deinen Zügen,
In deinem Herzen hat es nie gewohnt.

Ich weiß, ich weiß, dein Lächeln kindeshelle
Ist nur ein Lichtstrahl, der auf dir erfror,
Und deiner Locken spielgehob'ne Welle
Verbirgt ein heimlich sündenhorchend Ohr.

Und ob die Scham dir weilet auf der Wange,
In seiner keuschen Hülle ungesehn
Regt sich dein Leib wie eine weiße Schlange,
Und du bist schlecht, ich weiß, doch du bist schön!

Ich will den gold'nen Schleier nimmer heben,
Der deiner Seele schwarze Nacht verdeckt,
Und den das Licht errötend dir gegeben,
Damit dein nacktes Herz sich drin versteckt.

Ich will in deinen Zügen gläubig lesen
Der Schönheit ew'ges, himmlisches Gedicht
Und will versuchen drüber zu vergessen,
Daß Gott dir mehr gab als ein Angesicht.

Pfui über den Gaukler!

Pfui über den Gaukler, der vor dem Volk
Sein Herz wie ein Äfflein läßt springen,
Und in den Gassen der Verse laut
Seine heimliche Liebe mag singen!

Pfui über den Krämer, der Wahrheit und Licht
Nach dem Maße der Silben verhökert
Und in des Reimes Schellengewand
Vor den Leuten hüpfet und schäkert!

Doch sieh, weil nach Gassenhauern am Markt
Der Gaukler sein Äfflein läßt springen,
Den Gassern im Kreise, als wie im Traum,
Die Herzen singen und klingen.

Und schau, weil der Krämer die Silben wägt
Und die Wahrheit in Reime zersplittert,
Der Hause, das Lichtlein unter der Mütz',
Mit den fliegenden Sunken sich füttert.

Es lieb zu aller Zeit.

Es lieb zu aller Zeit der große Kaufe
Sein Ohr nur jenen, die die Gabe hatten,
Die Wahrheit unter Worten zu bestatten.
Er rupft noch heute aus derselben Kaufe
Und trinkt den Tau noch immer aus der Traufe.
Denn große Worte werfen lange Schatten,
Und jedem Schläfer kommen sie zustatten,
Daß von des Denkens Not er sich verschnaufe.

Die Wahrheit aber ist, wie sie bereitet
Von Anfang war, die ew'ge und die eine,
Und was sie mächtig von der Lüge scheidet
Und allem Weisheitstrug und allem Scheine,
Das ist, daß sie im eignen Lichte schreitet
Und nichts bedarf als Raum im Wort alleine.

Sonette von 1870.

1.

Verwitwet saß am Webstuhl die Geschichte,
Die heldenharrende. Im Festgebrause
Derweilen aber jubelte beim Schmause
Der welschen Freier lärmendes Gezüchte.
Sie zehrten keck am Mark der Welt, die Wichte!
Und blähten sich im ausgeraubten Hause
Und prahlten, daß die Hand, die sie zerzause,
Sich nimmer rechnen solle zum Gerichte.

Da horch, da regt sich's am Gestad' der Zeiten!
Das Eisen klirrt, es tönt des Krieges Röhren,
Und Schritte eines Helden hört man schreiten.
Wird er es sein, der Fürst und Städtebrecher,
Der starke Hört, auf den die Zeichen deuten?
Wird er es sein, der Retter und der Rächer?

2.

Und so ist's gut! Es schoß aus ihren Schleusen
Die wilde Kriegsflut, um mit roter Welle
Zu rein'gen endlich Frankreichs Augiasställe.
Nun mit dem Golde rechnet ab das Eisen,
Und mit des Herensabbats tollen Weisen
Ringt tapfer auf des Gögentempels Schwelle
Der Kämpfenden Gebet, das mutig helle,
Und des Triumphes jubelnd Dankespreisen.

Und es war Zeit! Wie eine gift'ge Synder
Umschlang's die Welt in tausend Ringelfalten
Und zog in welschen Kot die Menschheit nieder.
Vom Schlaf schien der Geschichte Arm gehalten,
Da aber fährt sie auf und zeigt uns wieder,
Daß sie des Weltgerichts noch weiß zu walten.

3.

Nein, nein, das ist kein bloßes Fürstenringen,
Worauf die Welt jetzt schaut mit stummen Fragen!
Ein Völkerzweikampf ist's, wie in den Tagen,
Da über'm Sonnenfeld in wildem Ringen
Die Geister sich der Toten noch umfingen;
Ein Gottesurteil ist's, mit Roß und Wagen
In des Jahrhunderts Schranken ausgetragen,
Und Recht bleibt Recht! Gott wird ans Licht es bringen!

Ja, Recht bleibt Recht! Ob schlangengleich die Lügen
Sich um der Wahrheit strahlend Banner winden,
Ob feil die Worte schwören und betrügen
Und mit der Arglist Mächten sich verbinden:
Das Schwert ist bloß, der Rosse Mähnen fliegen,
Und zu dem Rechte wird der Sieg sich finden!

4.

§, wer jezt ziehn dürft' mit den wackren Streitern,
Die fröhlich, wie beim Klang der Sestengeigen,
Die Rebenhügel drüben dort ersteigen!
Wer reiten dürfte mit den flinken Reitern,
Des Schlachtensturmes jauchzenden Begleitern!
Wer schreiten dürfte in der Stürmer Reigen,
Wenn sich die stolzen Seindesbanner neigen
Von Städtetrümmern und von Festungsfcheitern!

O, es ist hart, am Herd sich g'nügen lassen,
Wenn rings die Land' vom Schritt des Krieges hallen,
Und die Geschichte wirbt auf allen Gassen!
O, es ist hart, nur stumm die Säuste ballen,
Wenn deutsche Händ' in fränk'schem Blute prassen
Und Deutschlands Lose auf der Malfstatt fallen!

5.

Wohl mancher liegt, die Stirn emporgerichtet,
Auf fremder Erde jetzt im blutigen Kleide,
Dem einst der Mutter Hand mit stolzer Freude
Der jungen Locken dunkle Zier geschlichtet.
Und über ihm von Leichen weiter schichtet
Das Weinhaus sich der Schlacht, und in die Heide
Treibt ihre Wölfe dann zur graufgen Weide
Die wilde Nacht, von Flammen rings gelichtet.

Den Toten aber kümmert's nicht! Im Sterben
Noch mahnend griff er in die welsche Scholle.
Er deckt sie stumm mit seines Leibes Scherben,
Als ob er, Zeugnis gebend, deuten wolle,
Daß seines Lebens blut'gen Kampfpfeil erben
Der Siegeschritt nur seiner Brüder folle.

6.

Im Herzen noch der alten Zwietracht Streiten,
Zum Rheine wogten Deutschlands Kriegersgehlen
In ungesüßen troß'gen Völkervellen.
Noch wollt' der Einheit Geist sie nicht geleiten,
Und niemand konnt' der Zukunft Zeichen deuten.
Doch kaum, daß von des Siegen blut'gen Schwellen
Ihr erstes Danklied jauchzten die Gefellen,
Da war's geschehn, das Wunder dieser Zeiten.

Wie vom Besess'nen einst mit wüstem Schreien,
Da er die Stimme glaubensstark erhoben,
Der Geist der Tobsucht ausfuhr zu den Säuen,
So fuhr die Zwietracht, die sie wild durchschnoben,
Aus Deutschlands Scharen in der Seinde Reihen,
Daß sie jetzt sinnlos ins Verderben toben!

7.

Man soll den Fuß auf seinen Seind nicht setzen,
Wenn ihm das Schicksal schon den Stab gebrochen,
Und wo das Schwert, das tapfre, Recht gesprochen,
Soll man des hohes Messer nicht mehr wehen!
Ruhmred'ge Ohnmacht aber, unter Sehen
Gesunk'ner Sahren kampfesfcheu verkrochen,
Die soll man mit der Pritsche lautem Pochen
Aus der geborgten Löwenhülle hegen.

Hoffärt'gen Dünkel aber, mit der Lüge
In frechem Gaunerbund, den soll man knechten,
Und kann man mit dem Schreier in der Wiege,
Der Torheit nacktem Kinde, auch nicht rechten,
Enthüllen soll man seine blöden Tüge,
Den Seind zu schaun, mit dem es gilt zu fechten.

8.

Nur vor dem Siege Frieden nicht geschlossen;
Nur nicht vertragen mit der Ohnmacht Tücke;
Nur nicht das Schwert verraten an die Krücke!
In all das Blut, das schon zu Tal geflossen,
Sei erst des Bornes Schale noch gegossen;
Zuerst das Joch und dann die Friedensbrücke!
Und treibt die Welt mit scheelem Neidesblicke
Derweilen zeternd ihre Mitleidspoffen:

Die alte Spröde, die in jungen Tagen,
Da sie ein Herz noch hatt' für Menschenleben,
Den wilden Sohn des Peleus gut vertragen
Und den Vandalen fröhlich sich ergeben;
Wie Troja sie und Rom zu Grab getragen,
Wird sie Paris auch diesmal überleben.

9.

Zu Ende geht der Kampf. Ins Knie gesunken,
Liegt in des Schlachtenzirkus wüster Runde
Der fränkische Sechter. Auf die Todeswunde
Ist matt die schwerverwaiste Hand gesunken;
Doch, ob verblutend schon und todestrunken,
Noch buhlt er um den Beifall der Rotunde
Und bettet kunstrecht sich am blut'gen Grunde,
Um sterbend mit dem Tode noch zu prunken.

Und neben ihm, verklärt von seinem Siege,
Steht Deutschlands Sohn, wie eine Kriegstrophäe,
Stolz niederschauend auf die Sechterlüge.
Und stumm auf des Amphitheaters Höhe
Sucht er des Imperators Richterzüge,
Ob er der Gnade Zeichen nicht erspähe.

10.

Das war ein Sund! Mit blut'gen Scharen pflügte
Der Krieg das Land und rührte Hack' und Spaten,
Und üppig sproßten seine Kugelsaaten.
Da, wie zum Tagwerk er das Tagwerk fügte
Und mit der fremden Scholle tapfer kriegte,
Da plötzlich wühlte und warf der eh'rne Spaten
Die Kaiserkrone auf im Surchenwaten,
Die lang verlorn'e, tief in Nacht geschmiegte.

So grüß dich Gott, du Hort der Nibelungen,
Der du des deutschen Jammers lange Tage
Gelegen hier, von Zwergen schnöde bezwungen!
Und grüß dich Gott, du Held der deutschen Sage,
Der mit dem Kobold um den Preis gerungen
Und uns in Jubel hast verkehrt die Klage.

11.

Wer will den Krieg zu schmähen sich vermessen?
Der Welt ist's gut, wenn sie im Stammenscheine
Ihn schaffen sieht um seine Opfersteine,
Und die Kanonen ihre Totenmessen
Mit eh'rnem Mund hört beten. Unvergessen
Wird es ihr bleiben, wie am blüh'nden Raine
Zum Hügel sich gehäuft die Totenbeine,
Und wie der Not Gespenst darauf gefessen.

Der Welt ist's gut! Allein des Lebens Freuden
Und seinen Gütern gilt ihr eifrig Werben,
Und im Genuß nicht mag sie sich bescheiden.
Doch kommt der Krieg, da lehrt uns das Verderben,
Daß es auch Dulden gibt und bitt'res Scheiden
Und, daß des Lebens größte Kunst — das Sterben.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.